

Illustriertes Unterhaltungs- Blatt

Bromberg, Sonntag, den 17. Februar.



Altdeutsche Dame.

Nach einem Gemälde von J. Bodenmüller.

Laß den Thränen freien Lauf.

Will dein trübes Auge weinen,
Laß den Thränen freien Lauf;
Schmerz will sich mit Thränen einen
Und die Erde trinkt sie auf.

Nach dem Weinen schwingt sich freier
Deine Seele himmelan,
Wo zu sel'ger Liebesfeier
Ihr die Pforten aufgethan.

J. Sturm.

— ♦ — Durch die Brandung. — ♦ —

(Fortsetzung.) Novelle von W. Lindhé. (Nachbr. verb.)

Als Walborg um einen Schatten bleicher als gewöhnlich, aber mit der Sicherheit einer Weltkammerfrau und mit jener ausgesuchten vornehmen Eleganz gekleidet, die den Eindruck von Einfachheit macht, den Salon betrat, ging Paula ihr entgegen, dunkle Schamröthe auf den Wangen, weil sie auch nur einen Augenblick schlecht von ihr hatte denken können.

Während der ziemlich schleppenden Unterhaltung, die sich hauptsächlich um die Fragen des Tages bewegte, steigerte sich bei diesen beiden Frauen das Gefühl der Sympathie und des Interesses, und als man sich trennte, war man einig geworden, den Abend gemeinsam zu verbringen.

„Aber wo?“ fragte der Assessor.

„Auf Hasselbacken,“ erwiderte Walborg halb trozig, und er begriff, daß sie den Schimpf abwaschen wollte, der ihr dort zugesüßt worden war.

„Wie ganz anders hätte es sein können, wenn Du sie hier gleich vorgestellt hättest,“ sagte Paula, als Walborg sich entfernt hatte; „warum hast Du das nicht gethan?“

Er antwortete nicht, denn er konnte ihr ja nicht sagen, wie tief er die Gesellschaft ihres Mannes verabscheute, und noch weniger, daß er Walborg ganz für sich behalten wollte während dieser kurzen, glücklichen Zeit, die ihm mehr wert schien, als sein ganzes bisheriges Leben.

Es war Sonntag vormittag und der letzte Tag in Stockholm. Am folgenden Morgen ging das Dampfschiff ab, das sie nach Finnland bringen sollte.

Die Hitze war drückend, und es herrschte völlige Windstille. Die Bäume standen gleichsam schlummernd, mit schlaff herabhängenden Blättern da, die Vögel mochten nicht einmal singen, und von dem Walde her

strömte würziger Tannenduft. Walborg und der Assessor fuhren dem neuen Friedhofe zu. Beide waren schweigend, und auf Walborgs Schoß lag ein Kranz von weißen Lilien.

Eine leichte Staubwolke umgab den Wagen, die Blätter der am Wege stehenden Bäume waren mit Staub bedeckt, und die Pferde, die von der Hitze und den Fliegen schwer zu leiden hatten, schlugen ungeduldig mit dem Schwanz oder schüttelten die Mähne.

Ein Grab ausfindig zu machen nach Verlauf so vieler Jahre! Walborg glaubte selbst nicht an die Möglichkeit.

Der Wagen hielt vor dem hübschen, kleinen Häuschen am östlichen Eingange zum Friedhofe; man hatte Walborg gesagt, daß sie hier Auskunft würde erhalten können. Sie brachte einen Zettel mit, auf dem Name, Jahreszahl, sowie die Nummer des Grabes standen.

Der Kirchhofsinspektor sei abwesend und der Buchhalter in der Kirche, teilte man ihr mit, aber im Bureau lägen die Bücher, vielleicht könne die Dame aus diesen das nötige erfahren.

Große, dicke Folianten, die Namen derjenigen enthaltend, die draußen schliefen für immer — Walborg wurde von Ehrfurcht ergriffen.

„Vor wie viel Jahren?“ fragte einer der Totengräber, den sie angetroffen und der mitgefolgt war.

„Eh!“

„Eh?“ Er blickte sinnend um sich, Buch für Buch in die Hand nehmend. „Nein, diese gehen nur zehn Jahre zurück, und die anderen Bücher sind eingeschlossen, sie werden nur selten gebraucht.“

Sie hatte bis zum letzten Tage verschoben, was sie am ersten hätte thun sollen, und sie wurde von Reue und Gewissensbissen ergriffen. „Was ist zu thun?“ sagte sie verzweifelt. „Giebt es denn niemanden hier, der Auskunft erteilen könnte?“

„Der alte Matthias vielleicht, wenn er nur zu treffen ist.“

„Wer ist denn dieser Matthias?“

„Er ist seit mehr als 50 Jahren Totengräber hier; kann jemand Auskunft geben, dann ist er es. Wollen die Herrschaften hier warten?“

Nach kurzer Zeit kehrte er mit einem alten Manne mit weißen Haaren und gebeugter Haltung zurück; aus dem runzligen Gesicht schauten ein Paar treuherzige Augen.

Walborg stand auf und reichte ihm den beschriebenen Zettel. Er blickte lange auf denselben. „Dort im Schrank liegen die Bücher,“ sagte er bedachtam. „Die Schlüssel müßten sich wohl finden.“

„Nein, auch die sind eingeschlossen!“

Er begann wieder den Zettel zu studieren. „Nr. 4728. Welches Jahr? Laßt sehen.“ Dann begann er an den Fingern zu rechnen, rückwärts gehend Jahr für Jahr — 1888, 87, 86 und so weiter — „1877 also. Dann muß es im 20. Viertel sein,“ sagte er, während ein frohes Lächeln um seine Lippen spielte. „Wollen die Herrschaften mir folgen?“

Er ging voran, unbehindert von der Hitze und seinem hohen Alter, und es war eine Anstrengung für Walborg und den Assessor, ihm zu folgen.

Nach einer langen Wanderung kamen sie zu einem Teil des Kirchhofes, wo der grüne Rasen sich über die Grabhügel hinzog, oder wo diese mit verwildertem Strauchwerk bedeckt waren.

Matthias ging weiter, bückte sich und las hier und da die Nummer eines Grabes, endlich blieb er stehen, wandte sich nach den beiden um und machte ein Zeichen mit der Hand.

Walborg ging zu ihm, während der Assessor zurückblieb. Dort sollte sie allein sein.

Innerhalb eines länglichen Vierecks, das durch verwilderte *Figultrum*- und *Spiräenträuter* gebildet wurde, stand ein rostiges, von Gestripp überwuchertes Eisenkreuz; als aber der alte Matthias die Zweige aus einander bog, las Walborg den Namen, den sie zu finden hoffte.

Der Assessor hatte auf einem von einer Hängeesche überschatteten Grabhügel Platz genommen, während Matthias, feinfühlig, sich auch zurückgezogen hatte.

Es war so still und feierlich einsam ringsum; Walborg kniete neben dem vernachlässigten Grabe nieder, an dem ihre Gedanken so oft geweilt hatten. Die verschiedenartigsten Gefühle stürmten auf sie ein: Wehmut, Freude, Dankbarkeit und Vorsätze — aber diese Stunde, die sie sich so qualvoll vorgestellt, wie so ganz anders war dieselbe! Das Bittere der Vergangenheit war verschwunden, und es war ihr, als flüsterten tausend Stimmen um sie her: „Aus dem Tode sproßt das Leben!“

Dann erhob sie sich, schlang den Kranz um das Kreuz und pflückte von den Sträuchern einige Blätter, die sie behutsam in ihr Notizbuch legte.

„Ich möchte das Grab in Ordnung gebracht und gepflegt haben,“ sagte sie zu dem Alten, der ihr entgegenkam.

„Das werde ich besorgen.“

„Die Hecke kann hübsch werden, wenn sie beschnitten wird,“ fuhr Walborg fort.

„Wenn die gnädige Frau in einigen Tagen wiederkommt, wird es besorgt sein.“

„Ich reise morgen ab, leider!“

„Es wird auf alle Fälle besorgt werden.“

Er sah so treuherzig aus. Walborg reichte ihm einen Zehnkrone Schein. „Vielleicht kann ich auch fürs nächste Jahr voraus zahlen,“ sagte sie, aufs neue das Portemonnaie öffnend.

Der alte Matthias blickte sie so eigen an, so schwermütig und nachdenklich zugleich. „Nein, liebe junge Dame, keinen Vorstoß, heute gehen wir hier, und morgen schlafen wir wie jene, die hier ruhen.“

Ja, der so viele zur letzten Ruhe gebettet, geknickt, vielleicht in der Blüte des Lebens, er kannte das.

Walborg ergriff seine Hand, die rauhe schwielige Hand, die bei harter Arbeit alt geworden war, und fühlte, daß sie das ehrliche, gedankenvolle Gesicht des Alten nie vergessen würde. „Wie alt seid Ihr?“ fragte sie.

„Dreiundachtzig Jahre!“

„Und so gesund und rüstig!“

„Gesund? ja! — aber ich kann nichts mehr.“

Sie mußte daran denken, wie schwer es ihnen geworden, mit ihm Schritt zu halten.

„Das Eisen kräftigt mich auch gar nicht mehr,“ fuhr er fort, „es ist ganz wie im Herbst, nichts will wachsen, nur abfallen.“

Welch einfache Lebensphilosophie, Walborg wurde von ihr gerührt und trennte sich von dem Alten wie von einem Freunde.

* * *

Auf Walborgs Wunsch war der Wagen weggeschickt worden; sie setzte sich auf den Grabstein neben den Assessor. Sie wollten später mit der Pferdebahn zurückfahren.

Um sie her breitete das weite Totenfeld sich aus, so still und friedvoll, als wolle es den noch Lebenden etwas zuflüstern von diesem Frieden, sie dessen teilhaft machen. Grabhügel neben Grabhügel, und darunter — Jugend, Schönheit, Kenntnisse, Weisheit, Macht, Reichtum, Lebensreue, oder auch Alter, Lebensmüdigkeit, Schmerz und Leid — alles begraben. Und als Gegenjaß das Leben, das in den keimenden und sprossenden Grashalmen, im Laub der Bäume, in den Blumen pulsierte, aus deren Kelchen Insekten und Schmetterlinge die würzige Süßigkeit saugen.

Bei einem nicht weit entfernten Grabe pflanzten Kinder Grashalme in den Sand. Vom nahen Walde vernahm man das Summen menschlicher Stimmen, und von der Straße, die sich am Kirchhofe hinzog, das Rollen der Wagen und das Geffingel der Pferdebahn. Dann und wann ließ sich der durchdringende Pfiff einer Dampfpeife vernehmen und aus der Ferne schlug das Leben und Treiben der Großstadt wie Meeresrauschen an das Ohr der beiden.

„Warum betrachten wir den Tod als einen Feind?“ sagte der Assessor sinnend, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander gesessen hatten. „Alles welkt und vergeht, das ist wahr, aber das ist ja der ordnungsmäßige Lauf der Natur, das unvermeidliche, große, heilige Naturgesetz, das durch alles hindurchgeht, alles erhält und erneuert. Und warum denn trauern?“ fuhr er fort und streichelte lieblosend Walborgs Hand. „Erweisen wir etwa den Toten einen Dienst damit?“

„Sie haben das Recht, mein ganzes vergangenes Leben kennen zu lernen,“ gab sie zur Antwort. „Und soll es erzählt werden, muß es heute geschehen.“

Warum sie das Wort „heute“ so besonders betonte, darüber zu grübeln fiel ihm nicht ein, jetzt, wo er sie neben sich hatte und zugleich wußte, daß, was die Vergangenheit auch für sie gewesen, die Gegenwart doch mehr sei, als alles andere.

„Daß ich eine freudlose Kindheit hatte, wissen Sie bereits,“ begann sie, „aber vielleicht wissen Sie nicht, daß dies dem ganzen Leben seinen Stempel aufdrückt. Wächst man auf, ohne sich an jemanden anzuschließen, dann schließt man sich um so fester an den ersten an, der freundlich gegen uns ist, das steht fest.“

„Ich war es so gewohnt, keinem etwas zu sein, daß es mir schwer wurde, zu glauben, daß Axel Berndtsen, der dort ruht, mich vor anderen liebte. Er verkehrte viel im Hause meiner Tante und sie bemühte sich augenscheinlich sehr, ihn für eine ihrer eigenen Töchter zu gewinnen. Er war arm, hatte aber eine Zukunft, wie man allgemein behauptete. Wenn ich jetzt an ihn denke, mit dem erweiternden Blick, den die Erfahrung mir verliehen, dann leuchtet es mir wohl ein, daß reiche Fähigkeiten ihm innewohnten, reicher, als den meisten, aber zugleich etwas Unbeständiges, Flatterhaftes, von einem zum andern Hastendes.“

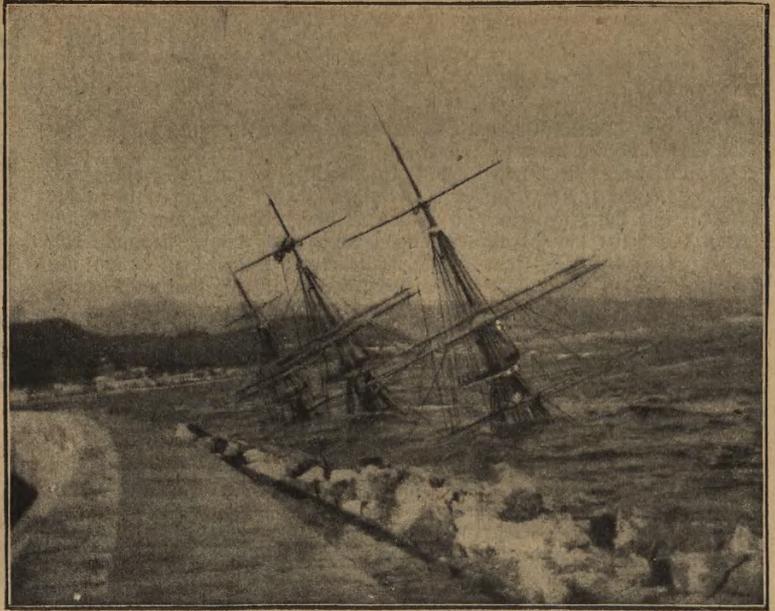
Seine Begabung war ja zu vielseitig, und das wurde sein Unglück. Er beschäftigte sich mit allem und kam daher nie dahin, etwas vom Grunde aus zu thun. Hätte er Glück gehabt, wäre er vielleicht ein großer Erfinder geworden, jetzt wurde er nichts.



General-Feldmarschall Graf von Blumenthal †.

„Das Vertrauen zwischen uns begann damit, daß er mir seine höchstrebenden Zukunftspläne anvertraute. Ich selbst war von ehrgeizigen Träumen erfüllt und verstand ihn wie niemand sonst. Wir schlossen Freundschaft, er war 24, ich 19 Jahre alt.“

Sie lächelte wehmütig. „Die Liebe liegt wie ein Zündstoff in der Luft, glaube ich,“ fuhr sie fort, „wenigstens in dem



Die untergegangene „Gneisenau“, im hintergrunde die Stadt Malaga.

Alter, oder vielleicht ist es immer, als ob Stahl und Feuerstein auf einander schlagen, wenn zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich in voller Sympathie begegnen. Zu einer Erklärung zwischen uns kam es indes niemals. Die Gelegenheiten, einander zu treffen, wurden auch immer seltener, denn ich wurde bewacht, „zu meinem eigenen Besten,“ als wäre ich zu allem im stande gewesen.

Er stammte aus guter Familie, hatte ein feines Benehmen, war eine schöne, männliche Erscheinung und zugleich ein ungewöhnlich begabter Gesellschafter; er hatte eine schöne Singstimme und tanzte vorzüglich. Wenn er uns besuchte, wurde ich gewöhnlich in Küche und Keller geschickt, und von dort hörte ich, wie die anderen sich amüsierten. Wohl habe ich seitdem größeren Schmerz erfahren, kaum aber einen bitteren — es thut noch weh, wenn ich daran denke. — Daß alle



Liebesgaben für die deutschen Truppen in China.



Kapitän z. S. Kretschmann,
Kommandant der „Gneisenau“.

Bemühungen der Tante nur dazu beitragen, seine Neigung zu mir zu steigern, davon bin ich überzeugt.

Eines Tages kam er, als ich allein im Wohnzimmer bei der Nähmaschine saß. Ich hatte geweint und, aufgeregter wie ich war, ließ ich ihn die Zuneigung, die ich für ihn empfand, zu sehr merken. Eine Frau darf ja nicht wahr oder natürlich sein!

„Wären wir nur noch zwei Minuten allein geblieben, dann, glaube ich, wäre alles zwischen uns ins Reine gekommen; die Tante aber, die aufgepaßt hatte, trat ein und schnitt dadurch unser Gespräch ab, wie man einen Faden durchschneidet.“

[Fortsetzung folgt.]

↔ Zwischen den Aehren. ↔

Eine Liebesgeschichte von Louise Glaf.

[Nachdruck verboten.]

In Langewiesen läuteten die Sonntagsglocken und in Bucheck und Bornshain machten sich die Leute auf den Kirchweg. Auch Lieselotte, die Buchecker Mitterguts-Tochter, nahm das Gesangbuch vom Bort, um dem Rufe zu folgen. Aber sie kam nicht in die Kirche. Sie hatte gewollt und sie wollte noch und nun war sie kaum hundert Schritte die Straße entlang gegangen, da wußte sie auch, daß es ihr ganz unmöglich sein würde, heute etwas anderes zu denken als an alte Zeiten, und über diese Gedanken, halb Erinnerungsfreude, halb Gegenwartszorn, wollte sie den guten alten Pfarrer nicht seine Liebes- und Segenspredigt halten lassen.

Also lenkte sie in den Feldweg ein, der nach der Grenzlinde führte, an deren Fuß sich die drei Güter berührten — „die drei Freunde die Hand reichten“ — sagte Ewald Friesen, der Bornshainer, worauf Bernd Wiedenbahn von Langewiesen hinzusetzte: „Und sich immer und ewig reichen werden.“

Immer und ewig? — Jawohl! — Ewald hatte schon damals gelacht über das immer und ewig, und die kleine Lieselotte, die zwischen den beiden Knaben unter der Linde saß, schalt ihn tüchtig aus für seine Zweifelucht. — Die große Lieselotte, über deren Haupte das Sonntagsgeläute klang, seufzte schwer: Recht hatte er doch behalten, denn heute schon war es vorbei, heute schon waren sie sich fremd und fern, als trennten die Güter mächtige Felsenrücken anstatt der Rasenrücken zwischen den duftenden Aehren.

Lieselotte schritt an einem Klee- und Kleeblätternfeld vorbei, den blonden Kopf tief geneigt, als wolle sie das Bierblättern-Glück suchen, aber sie sah weder die grünen Blätter, noch die roten Honigkelche, sie sah in weite, weite Fernen. — Recht hatte Ewald immer gehabt, aber das ist un bequem für die andern, selbst wenn der Rechthaber dann nicht mit einem Siehtduwohl! hinterdrein fährt. — Bernd war ganz anders gewesen, viel bequemer, viel liebenswürdiger. Bernd hatte immer nachgegeben, Bernd hatte ihr wie ein kleiner Mittersmann seiner Dame gehuldigt.

Lieselotte sah sich mit ihren Puppen an der Jasminhecke spielen; die Knaben, ihrem Hauslehrer entronnen, stürmten heran. Bernd baute ihr das Puppennest unter dem Vogelneß, gerade wie sie es wollte; Ewald schalt, sie würden die Vögel vertreiben. Natürlich: die Zaunkönige verschwanden, Lieselotte weinte ihren Lieblingen vergeblich Reuestränen nach. — Lieselotte sah sich unter der Linde mit dem sehnsüchtigen Verlangen: da hinauf ins wogende Blätterdach, wo sich die Knaben so manches Mal von Alt zu Alt schlangen! — Von dem Bänkehen aus konnte man die unterste Gabel erreichen und sich hinauf schwingen. „Ich auch,“ bettelte die kleine Lieselotte, „ich auch.“ „Nein,“ sagte Ewald, „Du fällst oder kannst nicht wieder herunter.“ Aber Bernd streckte ihr die Arme entgegen und half ihr hinauf. Ein bißchen schwindlich war ihr da oben, aber sie sagte es nicht; schön sei es, lag sie und merkte doch vor lauter Angst nichts von der Schönheit. Und als die Mittagsglocken läuteten, weinte sie bitterlich, denn sie fürchtete sich vor dem Abstieg. Ewald hatte recht behalten. Freilich half er ihr herunter, wie er ihr immer half, wenn Bernd's Kraft und Geschick verlagten; aber er war ja auch der Große und Starke. — Und Lieselotte sah sich zwischen den Aehren Kornblumenkränze winden, Bernd trug ihr die Blumen zu, mochten sie noch so tief im Getreide stehen; Ewald schnitzte Pfeifen, pfiß und schalt dazwischen über die zertrretenen Halme. Er hatte natürlich recht, zu Hause gab's ein kräftiges Donnerwetter über den Unfug, der Rain wurde den Kindern verboten, aber sie schlichen sich doch immer wieder zur Linde. Auch Ewald kam — es war zu schön zwischen den Aehren.

Zwischen den Aehren. Lieselotte meinte ihr ganzes Schicksal habe sich zwischen den Aehren abgesponnen. — Sie ging auch jetzt jenen Rain entlang, eine schmale Rasenrinne, lief er zwischen manns-hohem Korn dahin, zu beiden Seiten überragten die schwankenden Mauern das blonde Mädchen; kräftiger Duft entzündete den Aehren, es fürzte und summt im Grunde, grünes Unkraut kroch in der goldenen Dämmerung über den Acker, Moß und Rade leuchteten aus der Tiefe, geradeaus stand die Linde, hoch und schwarz vor dem blauen Himmel. Lieselotte sah die Linde, und ihre Füße zitterten, wie ihr Herz zitterte seit heute morgen, wo der Knecht von Bornshain vorbeigeritten war und über den Zaun gerufen hatte: „Unser Herr kommt heim!“

Ewald Friesen zurück! — Wie das auf sie einstürmte von lieben und bösen Erinnerungen: Kindheit — Jugendzeit — Frühlings- und Sommerwonne, zwischen den Aehren.

Als sie Ewald vor fünf Jahren dort unter der Linde zum letzten Mal gesehen hatte, sagte er: „Wenn ich zurückkomme, übernehme ich das Gut, und dann wirst Du meine Frau, ich habe Dich lieb.“

Lieselotte sah ihn vor sich stehen, roch den Lindenduft von damals wieder und sah die Felber sich in leichten grünen Wellen bewegen. Wie sie erschrocken war damals, als er das sagte, und ihm dann hastig zur Antwort gab: „Bernd will mich auch haben, Ewald, Bernd hat mir gestern dasselbe gesagt, und ich hab's ihm versprochen.“

Eine Flamme war in Ewald's Gesicht emporgestiegen und dann war er jäh erbläßt. Es hatte geraume Zeit gedauert, ehe er wieder zu sprechen vermochte, und Lieselotten war angst geworden, atembeklemmend angst. Endlich hatte er gesagt: „Bernd liebt nicht Dich, sondern Bucheck — leb wohl, Lieselotte, besinn' Dich eines Bessern.“

So war er gegangen und war fern geblieben ohne Brief oder Gruß, verschollen für Bucheck und Langewiesen — fünf Jahre hatte es gedauert. Aber nun kam er zurück, sie würde ihn wiedersehen, ihn, den sie haßte, denn er hatte wieder und wiederum recht gehabt: Bernd Wiedenbahn liebte nur Bucheck.

Kurz nach jenen Tagen, in denen die Spielgefährten zu Freiern geworden waren, nahm sich Lieselottes Vater eine zweite Frau. Als Bernd das nächste Mal seine Eltern besuchte, lag Schnee; er kam nicht nach Bucheck; er erhaschte sich Lieselotten beim Weihnachtskirchgang.

„Sei mir nicht böse, Schatz, wenn ich den schuldigen Besuch diesmal veräume, und nimm mir's nicht übel; aber das ist ja ein entsetzlicher Streich von Deinem Vater, nochmal's zu heiraten.“

Hatte seine Stimme wirklich so ganz anders geklungen wie sonst? Oder bildete sie sich das ein? Der Zorn stieg ihr in die Stirn und sie antwortete tapfer: „Wir sind die Wirtschafterinnen los, und es ist Frieden im Haus. Für mich ist der entsetzliche Streich eine Wohlthat.“

„So? — na, dann genieß Dein Glück.“

Das war wieder der seltsame Ton gewesen, den Lieselotte nicht vergessen konnte und der wie ein Reiß auf das zarte Liebespflänzchen in ihrem Herzen fiel. Was Bernd dann noch gesagt hatte, wußte sie nicht mehr; verweht war, was bei den spärlichen späteren Besuchen geredet, bei denen er ein Alleinsein mit ihr sorgfältig vermied. Seit sie zwei Brüder hatte, liebe, kleine, stramme Gesellen, war Bernd überhaupt nicht mehr nach Hause gekommen, und im Frühjahr zeigte er seine Verlobung mit einer reichen Braut an. — Er hatte Bucheck geliebt, nicht die blonde Lieselotte.

Nun stand sie unter der Linde, der alten Linde, die mit jedem Zweig ein Erinnerungslieb rauschte. — Hatte Bernd's Untreue ihr weh gethan? Sie deckte die Augen mit den Händen und lauschte, als ob der Baum antworten könne. Nicht im tiefsten Herzen, aber ihr Stolz litt, ihr Selbstgefühl war verwundet. Um die Ernte sollten sie zur Hilfe der alten Eltern in Langewiesen einziehen, dann mußte sie der Frau gegenüber treten, die sie verdrängt hatte. — Und wenn es zehnmal mit Hilfe des Reichthums geschehen war, die Ueberwundene blieb sie doch.

Und daneben würde Ewald stehen und sie mit den tiefen ruhigen Augen ansehen wie damals, als die Vögel das Nest verließen. Er hatte recht gehabt, immer recht, und wenn er auch kein Wort sagte, wenn er gelassen seine Straße ging, ohne sie zu beachten, er mußte sie doch in seinem Herzen verspotten und verachten ob ihrer Thorheit. — Oder wenn er gar nicht allein kam? Wenn er eine mitbrachte? Ein Weib, sein Weib? — Das Säufeln der Linde schien zum Brausen zu werden, Lieselottens Herz klopfte laut und hart — Ewald's Weib!

„Lieselotte!“ klang's ihr da plötzlich in den Ohren wie zur alten Zeit, und doch anders, denn der Ton war nicht fest und sicher, wie Ewald's Stimme und auch nicht schmeichelnd oder kühl, wie Bernd mit ihr geredet hatte, und doch stand Bernd hinter ihr auf dem Raine.

Lieselotte. Sie machte eine Bewegung der Abwehr, aber Bernd stand mit einem Schritte neben ihr. „Lieselotte,“ flüsterte er heiß und hastig, „wenn ich mit meiner Frau zu Euch komme, sei gut! Begrüße mich wie den alten Freund, der Dir nichts zu leide gethan hat.“ Und als Lieselotte unwillkürlich von ihm zurückwich, sagte er sie am Handgelenk und seine Worte stürmten über sie hin: „Lieselotte, vergieb, o vergieb! Glaube mir, ich konnte nicht anders, ich mußte nach Geld freien, und ob das Herz blutet, ich liebe Dich, noch heute Dich, nur Dich!“

Lieselotte stieß einen Zornruf aus; Bernd Wiedenbahn, der Treulose, der Mann der anderen, wollte sie umarmen. Aber da stand plötzlich ein Helfer an ihrer Seite, der seine Hand zwischen sie und den Erregten schob und gelassen sagte: „Wo find Deine Gedanken, Bernd? Wo ist Deine Frau? Nur an ihrer Seite darfst Du hier von der alten Freundschaft reden, die sich immer und ewig unter der Linde die Hände reicht.“

Dabei griff Ewald Bernd's Hand, führte ihn an seinen Felbrain und fügte dort leise hinzu: „Nimm Dich zusammen, Bernd, geh heim, und wenn Du mit der anderen kommst, wirst Du uns willkommen sein, unsere Kinderfreundschaft soll nicht an dieser jähren Blut zerschmelzen.“ Bernd schaute, preßte Ewald's Hand zusammen und ging hastig seinen Rain entlang.

Ewald wandte sich um, Lieselotte starrte zu ihm hin, als er sie ansah, schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in Weinen aus.

„Lieselotte!“ rief er und sein dunkles Gesicht wurde blaß.

„Warum weinst Du?“ Sie schluchzte weiter.

„Lieselotte, ich bitte Dich, weinst Du, weil — weil Du nicht — reich genug bist?“

Sie ließ die Hände sinken und sah ihn verständnislos an, erst an seinem Blick begriff sie, was er gemeint hatte, schluchzte noch einmal auf, schüttelte aber auch den blonden Kopf.

„Lieselotte, warum weinst Du?“

„Weil — ich weiß nicht — Du verachtest mich — Du mußt mich verachten — Du hattest recht — ich war eine Närrin.“

„Lieselotte, ich Dich verachten! Ich hab Dich doch lieb, Lieselotte! Und Du hast mich auch lieb — mich, nicht den thörichtesten Bernd; ich weiß es ganz genau. Du bist ja gar nicht traurig gewesen über seine Untreue, gesungen hast Du wie eine Heideleiche in den Tagen, wo die Nachricht von seiner Verlobung kam; unsere alte Marlies hat mir fleißig geschrieben, Lieselotte, und immer nur von Dir. Als sie mir aber das schrieb von Deinem Singen und Deiner gleichmäßigen Zehrligkeit, da wurde auch mein Herz froh, und ich rüftete mich zur Heimkehr. Hab' ich mich geirrt, Lieselotte?“

„Nein,“ sagte sie mit leiser Stimme, und sie küßten sich zwischen den Aehren.



Auf der Gamsbirsch. Nach einem Originalgemälde von Ludwig Paulus.

— Die Schule der Armut. —

[Fortsetzung.]

Roman von Arthur Happ.

[Nachdruck verboten.]

Helmuth Jauer steckte den Schlüssel in das große Mittelfach seines Schreibtisches. Da lag er, der Armeerevolver, mit dem er im Kreise der Kameraden so manchen Treffer nach der Scheibe gethan. Er brauchte nur eine der in dem kleinen Kästchen da aufbewahrten Patronen in den Lauf schieben, ein Druck auf den Abzug, und es war geschehen.

Ein Strahl stolzer Genugthuung huschte über die Züge des jungen Mannes. Was die Kameraden wohl sagen werden? Der Jauer ist doch ein ganzer Kerl, hat Schneid und Ehre im Leibe. Braver Kamerad!

Helmuth Jauer erhob sich und trat, den Revolver in der Hand, vor den Spiegel. Wenn er die Mündung gegen die Schlüße setzte, dann wars im Nu vorbei, ohne Schmerz, ohne langen Kampf! Und nun rasch ans Werk! Der Besuch des Kameraden hatte ihn gerade in die rechte Stimmung versetzt. Eben wollte er die Hand nach den Patronen ausstrecken, als ihm noch etwas einfiel.

Ja, so, ein paar Abschiedsworte, eine Bitte um Verzeihung mußte er doch an seine Eltern zurücklassen. Briefbogen lagen zur Hand, flink slog die Feder über das glatte Papier. Aber er hatte erst ein paar Zeilen geschrieben, als ihn plötzlich ein Geräusch hinter seinem Rücken störte.

In seiner Aufregung hatte er vergessen, die Thür zu schließen, und nun stand Dora mit fragendem Blick auf der Schwelle. Helmuth hatte noch gerade so viel Zeit, das aufgeschlagene Buch, in dem er vor dem Besuch des Kameraden gelesen, rasch über den Revolver zu decken.

„War nicht eben Leutnant von Haldenwang bei Dir?“ fragte Dora näherkommend.

„Ja.“

„Warum kam er denn in Zivil?“

Die Lippen des Antwortenden zuckten.

„Weil er bei einem wie ich seine Offiziers-Uniform nicht an den Pranger stellen wollte.“

Das junge Mädchen blickte erstaunt auf.

„An den Pranger stellen? Was hast Du begangen?“

„Eigentlich nicht viel. Aber es genügt doch, mich in den Augen eines Offiziers ehrlos zu machen.“

Dora schüttelte mit dem Kopf und zeigte eine geringschägige Miene.

„Weißt Du,“ sagte sie, „das finde ich lächerlich, einfach lächerlich. Leichtsinzig magst Du ja gehandelt haben, aber ehrlos? Unsinn! . . . Was schreibst Du denn da?“

Mit Verwunderung, verständnislos las sie die Ueberschrift des Briefes, der auf dem Schreibtisch lag.

„Meine armen lieben Eltern!“

„Was soll denn das bedeuten, Helmuth?“

Dem Entappten schoß die Blut peinlichster Verlegenheit in das Gesicht. Er sprang von seinem Stuhl auf und machte eine heftige Bewegung, um den Brief aufzuraffen und zusammenzuknüllen. Dabei stieß er an das Buch, das er über den Revolver gebreitet hatte, und die Waffe wurde sichtbar.

Erbleichend, betreten, seine Blicke unwillkürlich beschämt vor der Schwester senkend, stand Helmuth Jauer da.

In dem jungen Mädchen aber bligte mit einem Male das Verständnis auf. Sie schrak heftig zusammen und wechselte die Farbe. Ein Schrei des Entsetzens wollte ihr auf die Lippen treten. Aber sie unterdrückte ihn noch zur rechten Zeit.

„Das — das wolltest Du thun?“ stammelte sie leise.

Und ihre Fassung, ihre Fähigkeit zu handeln, wiedergewinnend, streckte sie blichschnell ihre Hand aus, riß den Revolver vom Tisch und steckte ihn in ihre Tasche.

„Psui, Helmuth!“ rief sie, von tiefer Empörung erfüllt. „Das wolltest Du Deinen Eltern, das wolltest Du mir anthun, das! O, psui, psui!“

Es wandelte sie nun doch eine Schwäche an und sie sank, ihre Hände vor das Gesicht schlagend, schluchzend in den Schreibtischstuhl. Neuevolle Zerknirschung kam über den Ex-Leutnant und er bemühte sich, seiner Schwester die Hände vom thränenüberströmten Gesicht zu ziehen.

„Weine doch nicht, Dora!“ bat er dabei, „Ich — siehst Du, ich war ja so verzweifelt und als Haldenwang dann kam und so eindringlich auf mich einredete, da glaubte ich wirklich, es sei das beste, wenn ich einfach meinem verpfuschten Leben ein Ende machte.“

„Aber hast Du denn gar nicht an Deine Eltern gedacht —“ rief das junge Mädchen und ließ ihre Hände sinken, „und an Deine Pflicht?“

„Du hast recht, Dora,“ gab er zerknirsch zurück. „Aber was — was kann ich denn thun? Und Du —?“

„Ich?“ Ein Lächeln innigster, stolzer Genugthuung hellte die hübschen Züge des jungen Mädchens auf. „Siehst Du, wie gut es war, daß ich das Lehrerinnen-Examen gemacht habe!“

„Aber ich, Dora, ich?“ fragte der junge Mann, in seine Kleinmütigkeit zurückfallend.

„Verliere nur nicht den Mut, Helmuth! Es wird sich schon etwas für Dich finden. Die Hauptsache ist, daß Du den guten Willen hast. Und nun versprich mir noch eins —“ sie faste den vor ihr Stehenden an seinen beiden Händen und sah ihm ernst, mahnend, durchdringend in die Augen — „versprich mir, daß Du nie wieder an etwas so — Thörichtes und so Schmähhches denken wirst —“

„Sprich nicht mehr davon, Dora!“ stöhnte er. „Ich schäme mich ja so sehr vor Dir. Es war ja wirklich unsinnig und gewissenlos von mir. Aber ich schwöre Dir, daß ich's nicht thun werde, nie — das schwöre ich Dir bei — bei meiner Liebe zu Dir und den Eltern.“

VI.

Ueber Frau Hulda und Dora war eine arbeitsfreudige Beschäftigung gekommen. Während Franz Jauer noch immer zwei bis dreimal täglich nach der Polizei lief und mit allen Menschen, die ihm Gehör schenkten, redelig sein Unglück erörterte und während Helmuth meistens in seinem Zimmer saß und, unfähig, einen Entschluß zu fassen, sich zu einer Handlung aufzuraffen, seine Lage überdachte, waren die beiden Frauen fleißig und thatkräftig bedacht, den Uebergang in ein neues, den veränderten Verhältnissen angepaßtes Leben zu schaffen. Mit der Vergangenheit hatten sie ein für allemal abgeschlossen und sie hielten es für das Beste, sich nicht mit trügerischen Hoffnungen zu täuschen. Als vernünftige Menschen mußten sie dem Wechsel der Verhältnisse Rechnung tragen und als arme Leute leben. Das erste war, daß Frau Hulda ihre beiden Dienstmädchen entließ, das zweite, daß sie ihren Gatten veranlaßte, die teure Wohnung zu kündigen. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, daß man die Stadt, in der ihnen die Vergangenheit auf Schritt und Tritt hindernd im Wege stand, verlassen und nach Berlin übersiedeln wollte. Dort in dem Gemüth der Weltstadt würde man unerkannt untertauchen und leichter die Ungunst des Schicksals ertragen können. Auch würde sich dort für alle schneller die Gelegenheit finden lassen, irgend eine Beschäftigung zu erlangen, auf deren Erträge man ja künftig zur Fristung der Existenz angewiesen war.

Frau Hulda ging alsdann in treuer Gemeinschaft mit Dora daran, ein Verzeichnis aller derjenigen Gegenstände und Schmuckstücke aufzunehmen, die irgend zu entbehren sein würden und durch deren Erlös man sich die zur Uebersiedelung und zur Bestreitung des Lebensunterhalts während der ersten Zeit erforderlichen Mittel beschaffen mußte. Darin war die Mutter sogleich mit der Tochter übereingekommen, daß sie in Berlin nur drei Zimmer nehmen würden, und daß sie dementsprechend auch nur die Möbel für drei Zimmer zurückbehalten und alles andere zum Verkauf stellen wollten.

Als der Tag der Auktion kam, saß Franz Jauer in seinem Zimmer, mit seinem Schicksal hadern und grollend, während Helmuth, um den unerquicklichen Vorgängen aus dem Wege zu gehen, sich aus dem Staube gemacht hatte. Frau Hulda und Dora aber gingen dem Auktionator thatkräftig zur Hand, und sie genierten sich nicht, sich zwischen die Käufer, die in immer größerer Anzahl die Zimmer füllten, zu mischen, ihnen die zum Verkauf ausgestellten Sachen zeigend und anpreisend. Je höher die Gebote gingen, je mehr die Kauflust zunahm und Stück auf Stück verschwand, desto freudiger erglänzten ihre Gesichter, und als sie am Abend mit dem Auktionator das Resultat feststellten, ergab sich die schöne Summe von über dreitausend Mark. Nun brauchte man doch nicht zu verzagen, nun hatte man doch die Gewißheit, daß sie über die erste schwere Zeit hinwegkommen würden, ohne Not zu leiden.

Schon am nächsten Morgen reisten Frau Hulda und Dora nach Berlin voran, um dort eine Wohnung zu mieten und alles in den Stand zu setzen, ehe die beiden Männer eintrafen. Es waren drei kleine bescheidene Zimmerchen in der obersten Etage einer großen Mietskaserne in der Ruppinerstraße, eine der billigsten Straßen im ärmlichen Norden, und als Franz Jauer zum erstenmal die kleine, enge, niedrige Wohnung betrat und die dürftige Ausstattung betrachtete, da schossen ihm unwillkürlich die Thränen in die Augen und er lehnte sein Gesicht an die Schulter der neben ihm stehenden treuen Lebensgefährtin.

„Daß es uns einmal so ergehen würde, Hulda,“ klagte er, „wer hätte das je gedacht! Wenn ich bedenke, wie wir früher —“

Frau Hulda jedoch wollte von sentimentalischen Betrachtungen und Rückblicken, die überflüssig waren und einem nur die Thatkraft lähmten, nichts wissen.

Dora war die erste, die schon am nächsten Morgen frisch und mutig ans Werk ging, um sich einen Erwerb zu schaffen. Sie fertigte nach dem Berliner Adressbuch eine große Liste aller Privat-Mädchenschulen an, und dann machte sie sich auf den Weg, um sich überall persönlich vorzustellen und nach einer Anstellung zu fragen. Schon am dritten Tage erzielte sie einen bescheidenen Erfolg. Ihr ernstes, offenes, bestimmtes Wesen stößte Vertrauen ein und so betraute die Vorsteherin eines Erziehungsinstitutes sie mit der vorläufigen Vertretung einer aus der Anstalt geschiedenen Lehrerin. Es waren nur sechzig Mark monatlich, die ihr für die nächste Zeit zugesagt waren, aber sie war doch sehr glücklich, voll froher Genugthuung.

Franz Jauer und Hellmut besaßen nicht Doras Thatkraft und schnelle Entschlossenheit. Sie verbrachten die erste Woche damit, zunächst das Terrain zu studieren, auf dem sie sich künftig zu bewegen hatten. Sie unternahmen große Wanderungen in den Berliner Straßen, den gewaltigen Verkehr im Centrum der Stadt und die großen reich ausgestatteten Schaufenster bestaunend und bewundernd. Dann fingen sie an zu Hause zu erörtern, welche Beschäftigung wohl die angemessenste für sie wäre und welche Chancen sie in der einen und anderen Branche wohl hätten. Und endlich nach vierzehn Tagen raffte sich Franz Jauer zu einer Handlung auf. Er setzte eine großspurige, fettgedruckte Annonce in die großen Zeitungen ein, durch die „ein erfahrener Herr in gesetztem Jahren, der früher selbstständig gewesen“ eine „Vertrauensstellung als Vertreter eines Maurermeisters und als Leiter eines Baugeschäfts“ suchte. Doch ein anderes Resultat als den Verlust von zwanzig Mark Kosten erzielte er nicht. Auch nicht eine einzige Antwort wurde dem bitter Enttäuschten eingehändigt. Nach Verlauf einer Woche verstand er sich endlich auf wiederholtes Zureden seiner Frau und seiner Tochter dazu, sich persönlich nach einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Stellung umzusehen.

Aber in allen Baubüros, die er aufsuchte, wies man ihn entweder barsch oder mit lächelndem Achselzucken ab. Zu einer Vertrauensstellung könne man Leute, die soeben aus der Provinz angekommen und noch gar keine Erfahrung im Berliner Baugeschäft besaßen, nicht gebrauchen. Als Bauführer aber stelle man ältere Herren nicht ein, dazu ständen genug frische, junge Kräfte zur Verfügung.

Franz Jauer saß eines Abends ganz verzweifelt neben seiner ihn tröstenden und ihm Mut zusprechenden Frau auf dem Sofa, als plötzlich das grelle Geläut der Flurklingel ertönte. Wer konnte das sein? Dazu noch so spät! Besuch hatte man in Berlin überhaupt noch nicht erhalten.

Hellmuth, der hinausgeeilte war, um zu öffnen, kam in Begleitung eines jungen Mannes zurück, bei dessen Eintritt die einzelnen Familienmitglieder Zeichen der größten Ueberraschung an den Tag legten.

Frau Jauer aber eilte auf den langsam Näherkommenden zu, der erschrocken mit einiger Befangenheit rang, und streckte ihm herzlich ihre Hände zum Willkommen entgegen.

„Du, Fritz? Das ist hübsch von Dir? Ich hatte immer schon gedacht, ob Du uns nicht einmal besuchen würdest.“

„Du verzeihst, liebe Tante,“ entschuldigte sich der junge Mann, „ich war auf einer großen Geschäftsreise und bin erst heute zurückgekommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief meines Vaters, der mir von Curer Ueberfiedelung nach Berlin Kunde gab und zugleich die Adresse mittheilte. Und da habe ich mich denn beeilt.“

Franz Jauer hatte endlich seine anfängliche Erstarrung überwunden. Die Erklärung seines Neffen rührte ihn tief. Er, der von ihm Verschmähte, schimpflich Zurückgewiesene und Beleidigte, hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich nach seinen in Armut und Niedrigkeit geratenen Verwandten umzusehen.

Auch er trat nun rasch an den Besucher heran und bot ihm, noch immer ein wenig beschämt, die Hand, während er zugleich mit einem Gemisch von Rührung und Verlegenheit stammelte: „Ich danke Dir, Fritz. Es ist sehr nett von Dir, daß Du es nicht verschmäht, uns aufzusuchen. Das, was früher zwischen uns vorge —“

„Aber, lieber Onkel!“ unterbrach der junge Mann hastig, einen schnellen verstohlenen Blick nach Dora hinübersendend, und auf ein anderes, weniger peinliches Thema übergehend, setzte er fragend hinzu: „Wie geht es Euch? Wie gefällt es Euch in Berlin? Habt Ihr Euch schon einigermaßen eingelebt?“

Und nun tauschte er auch einen herzlichen Händedruck mit seiner Cousine, deren rosige Züge ein verklärender Schein überstrahlte und deren Augen mit innigster Dankbarkeit an ihm hingen, die auch in seinem sonnenverbrannten, von einem blonden Vollbart umrahmten Antlitz einen hellen Reflex hervorrief.

Fritz Jauer mußte sich auf den Ehrenplatz auf dem Sofa neben seinen Onkel setzen. Frau Hulda brachte selbst eine Tasse herbei und kredenzte ihm den Thee. Indes berichtete Dora in ihrer klaren, ruhigen Weise über ihre und ihrer Familie Erlebnisse. Als sie ihrer Thätigkeit als Lehrerin kurz und bescheiden Erwähnung that, glitt ein Ausdruck von Bedauern über Fritz Jauers Gesicht und seine Augenbrauen zogen sich mißmutig zusammen.

„Du wirst es nicht aushalten können, Dora,“ fiel er ein. „Der Beruf einer Lehrerin ist ein so anstrengender. Tag für Tag drei oder vier Stunden in der dumpfen Schulstube zu atmen, außerdem der Aerger und die Aufregungen! Fürchtest Du nicht, daß es Deine Gesundheit schädigen wird?“

Doch Dora schüttelte lächelnd mit dem Kopf. „Gar nicht. Im Gegentheil. Es bekommt mir ausgezeichnet. Es ist ein so wohlthuendes Gefühl, sich sagen zu können: Du arbeitest, Du nüttest, Du thust Deine Pflicht.“ Und mit einem ernstlichen Blick fügte sie hinzu: „Wir sind nicht mehr in der Lage, müßig gehen zu können. Wir müssen alle arbeiten, auch Papa sieht sich nach einer Beschäftigung um.“

„Wie? Du auch, Onkel?“

Franz Jauer nickte wichtig. „Gewiß doch, Fritz! Leider habe ich nicht so viel Glück wie Du. Dir ist es schneller gelungen, eine Anstellung zu bekommen.“

Fritz Jauer nickte. „Allerdings. Ich kann nicht klagen. Ich bin wirklich ganz gut daran. Ich bin bei der Baufirma Hansen und Fritsch. Zuerst engagierten sie mich als Bauführer. Ich bin jedoch sehr bald zu einem höheren, zu einer Art Vertrauensposition aufgerückt und bin jetzt sozusagen Geschäftsführer.“

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Eine heitere Erinnerung an den verstorbenen Generalfeldmarschall von Blumenthal bringt der „Schw. Wk.“: Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal war als Armeinspекteur nach Württemberg gekommen und befehligte das Tübinger Bataillon. Einem Hauptmann, der ihn empfohlen war, gedachte der hohe Militär seine Aufmerksamkeit damit zu erweisen, daß er sich nach den persönlichen Verhältnissen der Mannschaft seiner Kompanie erkundigte. Graf Blumenthal trat vor das erste Glied und fragte den Flügelmann: „Wie heißen Sie?“ „Mayer.“ „Zweiter Mann, wie heißen Sie?“ „Mayer.“ Der Inspekteur lächelt und schüttelt das hohe Haupt. „Dritter Mann, und wie heißen Sie?“ „Mayer.“ „Das ist aber doch zum Lachen! Viertes Mann, wie heißen Sie?“ „Lachenmayer!“ Der Letzgenannte ist jetzt württembergischer Geistlicher.

Die Nummerierung der Fürsten Reuß. Sämtliche Fürsten und Prinzen der älteren und jüngeren Linie von Reuß heißen Heinrich. Es beruht dies auf einem Familiengesetze, das der Ahnherr der Fürsten, Erkmembert Herr von Weida, im 12. Jahrhundert zur Ehre Kaiser Heinrichs VI. erlassen haben soll, weil dieser Kaiser ihn zum Voigt des Reiches (advocatus imperii) ernannt und ihm den größten Teil des späteren Vogtlandes übergeben hatte. Während sich in den ersten Jahrhunderten die Heinrich meist durch Beinamen unterschieden, fingen schon im 15. Jahrhundert die Regenten an, ihren Namen eine Nummer hinzuzufügen, und im 16. Jahrhundert wurde dies auf die Familienangehörigen ausgedehnt. Als sich später die beiden Linien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts teilten, begannen beide wieder mit I zu nummerieren, und die ältere Linie hat, nachdem in der ersten Zeit jeder Vater seine Söhne wieder von I zählte, im 17. Jahrhundert angefangen, sämtliche Prinzen durchzuzählen. Vom

Beginn des 18. Jahrhunderts ab, also vom 1. Januar 1701, begann dann eine neue Nummerierung, die seitdem fortläuft, aber, da die ältere Linie im Mannesstamme stets sehr schwach war, jetzt mit den Erbprinzen erst auf Nummer XXIV gekommen ist. Bei der jüngeren Linie wurde am 1. Januar 1701 eine Bestimmung in die Hausgesetze aufgenommen, wonach zu Beginn jedes Jahrhunderts wiederum mit I begonnen werden soll. Im 18. Jahrhundert kam die sehr weit verzweigte Linie bis auf 74 Heinrich; im 19. hat sie es auf 47 gebracht. Im neuen Jahrhundert, das also in Reuß nach den Familiengesetzen und auch nach den Anschauungen der Regierung erst mit dem 1. Januar d. J. begonnen hat, wird also der zuerst geborene Prinz Heinrich der jüngeren Linie wieder mit I anfangen, während er in Reuß ä. L. die Nummer XXV erhält. In Reuß ä. L. soll nach dem Familiengesetz erst dann wieder mit I angefangen werden, wenn die Zahl 100 erreicht ist, doch wird dies, da das Haus nur zwei männliche Mitglieder, den Fürsten und den Erbprinzen, zählt, wohl erst in einigen Jahrhunderten der Fall sein.

✻ Unsere Bilder. ✻

Auf der Gamsbirch. Einen Gamsbock hat der ältere Waidmann bereits erlegt und nun soll der jüngere ebenfalls zum Schuß kommen. In einer Entfernung von 200 Metern sehen die Jäger einige Gemsen und suchen zu unterscheiden, ob ein guter Bock dabei ist. Der Alte rät seinem Sohne, sich noch ein Stück auf dem Felsenpfade heranzubürschen und zeigt ihm die Stelle, von wo er dem Wild am besten die Kugel antragen kann. Dieser hört aufmerksam dem erfahrenen Waidmann zu. Schon klopft ihm das Herz in Erwartung der Beute und er freut sich unbändig auf den Augenblick, wo er nach einem wohlgezielten Schusse sich den frischen Bruch an den Hut stecken darf.

◆ Gemeinnütziges. ◆

Um sich auf leichte Weise zu erwärmen, genügt das einfache Mittel, mit geschlossenem Munde einige lange tiefe Atemzüge zu thun und dieselben so oft zu wiederholen, bis die Wärme vollständig zurückgekehrt. Durch die Tiefatmung wird der Kreislauf des Blutes gefördert und dem Blute frischer Sauerstoff zugeführt. Dieses strömt infolge dessen lebhafter und in alle Ausläufe der Adern und erzeugt mehr Wärme. Bekanntlich ist auch eine derartige Atemgymnastik befähigt, verschiedene Krankheiten zu verhindern oder zu beseitigen, vorausgesetzt, daß man sie vernünftig und richtig anzuwenden weiß.

Gegen Katarrh. Katarrh kann nicht kuriert werden durch lokale Applikationen, da sie den Sitz der Krankheit nicht erreichen können. Katarrh ist eine Blut- oder Konstitutionskrankheit und, um sie zu heilen, sind innere Heilmittel zu nehmen. Das einfachste und wirksamste Mittel ist lauwarmes Honig mit etwas Gänsefett vermischt. Man nimmt davon zwei oder drei Löffel voll tagsüber und einen vor dem Schlafengehen. Das Mittel hilft sofort lindernd und heilt die Krankheit in wenigen Tagen. Bei einem hartnäckigen Fall sind die Portionen zu vermehren, was bei einem so angenehmen Heilmittel nicht schwer fallen dürfte.

Spiegel abwischen. Will man die Spiegel in den Zimmern mit leichter Mühe immer blank erhalten, so muß man sie eben wie alle anderen Möbel täglich abwischen. Dazu nimmt man am besten einen wollenen Fled oder ein Leder und drückt kräftig auf, wobei alle Unreinigkeit verschwindet und der Spiegel sehr blank wird. Etwas Fleck verschwinden leicht, wenn man den Lappen mit wenig Wasser anfeuchtet, dann aber mit einem anderen wollenen Fled oder mit einer ganz trockenen Stelle so lange nachreibt, bis die Fläche wie poliert erscheint. Spiritus soll man nur in den äußersten Fällen anwenden. — Die einfachsten Mittel sind aber sehr oft auch die vorzüglichsten und die Hausfrau sollte sie vor teurerem Verfahren begünstigen. Neukerst geeignet zum Putzen der Fenster und Spiegel ist ein aus Bigogne oder weicher Wolle gestrickter oder gehäkelter Handschuh, wie man ihn auch als Topfanfasser öfter sieht. Man schlägt dazu 40 Maschen auf und strickt mit zwei Nadeln immer rechts hin und her, bis man ein Stück von etwa 40 Centimetern Länge hat. Dieses legt man auf die Hälfte zusammen, häkelt es zusammen und umgibt es unten mit einem einfachen gehäkelten Rande und Zug in roter Wolle, durch welchen man ein Gummiband leitet. Mit diesem Handschuh angethan, hat man Spiegel und Bilder in kürzester Zeit gepulvt. Will man ihn häkeln, so arbeitet man ihn am besten in tunesischem Häkelstich und schlägt etwa 30 bis 40 Maschen dazu an. Der Hausfrau sei ins Ohr gesagt, daß auch alte, reine, wollene oder Bigogne-Strümpfe sich hierzu vorzüglich eignen.

Um das Feuer zu beleben, dasselbe zum hellen Aufbrennen zu bringen, ist ein wenig Kolophonium ein vorzügliches Mittel. Jede Hausfrau sollte von diesem leicht aufzubewahrenden, wohlfeilen Stoff einen kleinen Vorrat halten. Ein mäßiges Stückchen in die vergehende Glut geworfen, reicht hin, um in wenigen Sekunden alle Kohlen in helle Glut zu setzen. Das Kolophonium schmilzt und ergießt sich dabei über das glimmende Feuerungsmaterial dergestalt, daß Flammen und Hitze in kürzester Zeit zunehmen und dann sich geraume Zeit gleich kräftig halten.

◆ Nachtsch. ◆

1. Räffelsprung.

der	nur	sei	hät	sch	hät	hü	land
ne	o	rau	hin	bläst	schaft	lei	ich
feld	wäl	hirt	schuß	ich	nem	wend	gel
schein	wei	ter	da	der	ein	flü	je
dic	im	nach	fern	je	gen	nach	a
se	wend	me	ste	hin	der	und	gel
tiej	fällt	von	a	strö	zu	ein	spielt

2. Umstellungsaufgabe.

Train, Tuba, Nase, Abel, Sonne, Bear, Meran, Adams, Speere, Gaston, Hela, Saal, Tinte, Damen, Tenor, Grant, Geibel.

Aus jedem dieser Worte ist nach Hinzufügen je eines Buchstaben durch Umstellen der Laute ein neues Wort zu bilden und zwar auf die Weise, daß die hinzugefügten Buchstaben ein deutsches Sprichwort ergeben. Bedeutung der Worte: 1. Stein, 2. Vogel, 3. Festung in Frankreich, 4. deutscher Schriftsteller, 5. englischer Admiral, 6. Vogel, 7. Stadt in Westdeutschland, 8. Stadt in Südafrika, 9. Stadt in Ungarn, 10. einer von den sieben Brüdern, 11. Feind des Landmanns, 12. Schulbuch, 13. Stadt in Tirol, 14. Stadt in Italien, 15. Fest, 16. Ort in Nordafrika, 17. ein Land.

3. Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 männlicher Vorname,
- 6 7 8 9 5 1 Gemahlin Alexanders des Großen,
- 10 9 6 5 1 5 Ort in der Schweiz,
- 11 4 12 4 9 5 berühmter Maler,
- 13 1 6 13 1 6 1 4 Landschaft in Afrika,
- 1 6 1 10 13 14 6 15 fester Ort im alten Sachsenlande,
- 10 7 5 9 11 1 Konstädt,
- 4 10 11 4 13 türkische Stadt,
- 5 7 6 3 1 15 1 5 Land in Europa,
- 5 9 16 9 6 4 5 Küstenstadt auf dem Peloponnes,
- 1 6 17 4 5 4 9 Frauengestalt Tassos,
- 5 1 14 3 4 1 2 Stadt am Rhein.

Ist alles richtig gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben — erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen — ein deutsches Sprichwort.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- 1. Berzahren über Gewinnen läßt alles zerrinnen.
- 2. Wrohsen, Zofaste, Statuas, Chotand, Galatea, Bessing.
- 3. Wankorb.

◆ Lustiges. ◆

Der betrunkene Elefant.



Wärter: „Bohntausend, da muß jemand dem Jumbo Branntwein gegeben haben. Er ist betrunken und hält seinen Rüssel für eine Klapperschlange, die er tot treten will!“

Ein guter Vater.

Brautvater: „Sie wollen meine Tochter mit 150 Mark monatlich ernähren?“

Bewerber: „Ja, gewiß!“

Brautvater: „Na, dann nehmen Sie sie! Mein Herz sagt: nein, aber mein Portemonnaie jagt: ja. Mich kostet sie vierhundert Mark monatlich.“

Will damit Aufhebungs machen.

Marie: „Aber Tina, Du wirst doch nicht gerade heute Deine neuen hellen Seidenstrümpfe anziehen! Es regnet ja!“

Tina: „Wann denn, Du Narrin — wenn's nicht regnet?“

Im Ahnensaal.

Besuch: „... und wer ist der Ritter da auf dem Fahrrad?“

Parvenü (im Sportkostüm): „Mei Ahn' aus dem fünfzehnten Jahrhundert.“

Ballgespräch.

„Finden Sie nicht auch, mein Fräulein, daß dieser Saal sehr viereckig ist?“

Die Gänseleber.

Geflügelhändler: „Wie hat Ihnen die Gänseleber geschmeckt, die ich Ihnen gestern geschickt?“

Junge Hausfrau: „Ausgezeichnet. Schicken Sie uns heute wieder eine; aber sie muß von derselben Gans sein.“

Gut gemeint.

Schauspielerin: „Marie, wenn der Herr Rittmeister von X. kommen sollte — hörst Du! — ich bin nur für den Grafen von Z. zu sprechen!“

Zofe: „Sehr wohl, Fräulein!“ (Nach einer halben Stunde): „Fräulein, soeben war Herr X. da.“

Schauspielerin: „Und was sagtest Du?“

Zofe: „Das gnädige Fräulein sei nur für den Grafen Z. zu sprechen.“

Poesie und Prosa.

Bräutigam: „Geliebte, ich werde Dich auf den Händen durchs Leben tragen!“

Braut: „Ach, weißt Du, kauf mir lieber ein elegantes Automobil!“